

Einbindung oder Sonderstellung des Menschen?¹

Andreas Suchantke

Wie steht nun der Mensch in diesen Zusammenhängen darinnen? Darüber sagt uns die Ökologie leider so gut wie nichts, und hier liegt eines der großen Defizite dieser Wissenschaft. Zitieren wir noch einmal *Gropengießer und Kattmann* (1991): «Der Mensch wird ökologisch aus der übrigen Natur ausgeklammert. Modelle einer nachhaltigen Nutzung der nichtmenschlichen Natur sind noch kaum entwickelt. So tritt der Mensch häufig nur als Störenfried eines angenommenen biologischen Gleichgewichts auf. Selbst dort, wo Menschen Umwelt gestalten und so Ökosysteme erst schaffen, werden diese noch nach dem Leitbild einer «unberührten» Natur beschrieben. So erscheinen z.B. ein Acker oder eine Wiese als «Ökosysteme» nach dem Vorbild selbstorganisierender (naturnaher) Ökosysteme. Ansätze einer Humanökologie, die der zerstörenden *und* gestaltenden Rolle des Menschen gerecht werden könnte, fehlen.»

Diese Haltung ist um so erstaunlicher, als der Mensch längst zum dominierenden ökologischen Faktor geworden ist, der den Organismus Erde aufs stärkste beeinflusst. Von diesen durch uns hervorgerufenen Störungen gehen bisher die einzigen ernsthaften Ansätze zu einer Erforschung der Beziehung von Mensch und Biosphäre aus (Erforschung des Ozonlochs, des Treibhauseffektes usw.). Die konventionelle Ökologie hat aber bisher nicht die Konsequenzen daraus gezogen, die Beziehungen des Menschen zu den kleiner dimensionierten Beziehungsgeflechten im Bereich von Ökosystemen, von den erdumspannenden Zonobiomen bis hin zu einzelnen Lebensgemeinschaften zu untersuchen. Die Folge ist Unwissen und weitgehende Ratlosigkeit, was das Verhältnis von Mensch und Natur angeht. Daraus resultieren dann so verfehlt Empfehlungen wie diejenige, die den Erhalt des Regenwaldes durch Ausschluss des Menschen garantieren will. Gerade dieses Beispiel zeigt, wozu es durch das Fehlen einer notwendigen und längst fälligen anthropologischen Erweiterung der Ökologie kommt, nämlich zu einer Zementierung des Dualismus von Natur und Kultur, Natur und Mensch und zu all den weit verbreiteten und unfundierten Ansichten

1 Mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen aus: Andreas Suchantke: Partnerschaft mit der Natur: Entscheidung für das kommende Jahrtausend. 1993 Verlag Urachhaus Johannes M. Mayer GmbH, Stuttgart

über den unabänderlichen und gleichsam naturgesetzhaft destruktiven Einfluss des Menschen auf die Natur, mit denen wir uns im Anfangsteil (des Buches, Red.) auseinandersetzen mussten. Diese Einseitigkeiten sind von der Ökologie in jenen Bereichen, in der sie ihre bislang großartigen Entdeckungen machte, längst überwunden, was sich etwa in der Korrektur des anthropomorphen Feind-Schemas in der Beziehung der Raubtiere zu ihren Beutetieren zugunsten der Erkenntnis synergistischer Wechselwirkungen ausdrückt. Doch bleibt dies bislang in der Beurteilung der Beziehung von Mensch und Natur, wenn sie denn überhaupt thematisiert wird, auf vorwissenschaftlichem Niveau.

Was möglich sein könnte, nämlich eine Art Leitwissenschaft für eine pflegende Zusammenarbeit mit der Natur, zeigt eines der wenigen Beispiele, das dieser geforderten Erweiterung nahekommt. Es findet sich in einem Aufsatz von *Odum* (1969) und geht auf die Folgerungen ein, die sich aus der quantitativen Erfassung grundlegender Stoffwechselprozesse während der Entwicklung von Ökosystemen ergeben (Abb.1). Die gewaltige Produktion, wie sie während der ersten dreißig Jahre der Entwicklung eines Waldes (respektive innert der ersten dreißig Tage in einem künstlich arrangierten «Mikrokosmos») stattfindet, illustriert, wie der Mensch heute die Natur nutzt. Es ist das Ziel der gegenwärtig praktizierten Land- und Forstwirtschaft, durch hohe Produktionsraten maximale Erträge an Biomasse zu erzielen (die dann mit der Ernte rückstandslos aus der Landschaft entfernt werden). Die Natur geht hingegen den entgegengesetzten Weg, indem sie nach einer Anfangsphase hoher Produktivität und Biomasse-Akkumulation zu einem Zustand übergeht, der auf der rechten Kurvenhälfte abgebildet ist: Langfristiger Erhalt der gebildeten Stoffmenge bei nur noch geringer Produktivität. Die Natur geht, wie wir sahen, im Gegensatz zum Menschen sparsam mit ihren Ressourcen um! Der Mensch zwingt sie jedoch dadurch, dass er sie immer wieder zur Ausbildung von Frühstadien veranlasst, zu permanenter Höchstleistung in ihrer Produktion. Aber, so Odum, der Mensch lebt nun einmal nicht allein von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, er braucht schließlich auch eine ausbalancierte Kohlenstoff-Sauerstoff-Atmosphäre. «Viele lebensnotwendige Bedürfnisse, auch solche ästhetischer und rekreativer Art werden am besten durch weniger «produktive» Landschaften befriedigt. In anderen Worten: Die Landschaft ist nicht ein bloßes Materialdepot, sondern auch oikos, das Haus», in dem der Mensch leben muss. Die Folgerung, die Odum anschließend zieht, deckt sich vollkommen mit dem, was wir an früherer Stelle (im Buch, Red.) als Idealbild der Kulturlandschaft erkannten: «Die angenehmste und mit Bestimmtheit auch die gesündeste Landschaftsform, um darin zu leben, ist diejenige, die eine Vielfalt von Feldfrüchten, Wäldern, Seen, Flüssen, Wegrändern,